

TREVOR SHANE
Der Aufstand



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

An seinem achtzehnten Geburtstag ändert sich Christophers Leben für immer. Man hat ihn gewarnt, dass sie kommen werden, wenn er volljährig ist. Sie hätten es auf sein Leben abgesehen und würden versuchen, ihn so schnell wie möglich zu töten. Christophers Vater hat nämlich vor fast zwanzig Jahren einen fatalen Fehler begangen und gegen »die Regeln« verstoßen. Christopher muss für die Fehler seiner Eltern nun büßen. Nachdem zwei Männer bereits versucht haben, ihn zu töten, ergreift er an seinem Geburtstag die Flucht. Mit einem Schlüssel zu einem Bankschließfach und einer Telefonnummer in Montreal, die ihm seine Eltern hinterlassen haben, macht er sich davon. Doch bevor er das Schließfach erreicht, spricht ihn ein fremder Mann an. Christopher ist misstrauisch, doch dann erfährt er, worum es wirklich geht...

Weitere Informationen zu Trevor Shane
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Trevor Shane

Der Aufstand

PARANOIA


Band 3

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Thomas Bauer

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»Children of the Uprising« bei New American Library,
a division of Penguin Group (USA) LLC, New York.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2015
Copyright © der Originalausgabe 2013 by Trevor Shane
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Alexander Groß
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Stephen Carroll / Trevillion Images;
FinePic®, München
NG · Herstellung: Str.
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48165-1
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für meine Frau Carly
für ihre jahrelange Inspiration, Unterstützung und Liebe
und für ihre Geduld mit mir,
wenn ich während der Arbeit an einem Buch
mitten in der Nacht Selbstgespräche führe.*

*Und für meinen Sohn Van.
Du und Leo, ihr verleiht meinen Büchern eine Bedeutung.*

PARANOIA

Drittes Buch

»Erzählst du mir irgendwann einmal, wie der Krieg begonnen hat?«, fragte das Mädchen die alte Frau ungeduldig.

»Hab Geduld«, entgegnete die alte Frau. »Die Geschichte ist noch lange nicht zu Ende.«

PARANOIA
DER AUFSTAND

ERSTES KAPITEL

Sie warteten, bis Christopher achtzehn wurde, ehe sie versuchten, ihn zu töten.

Christopher wusste seit seiner frühen Kindheit, dass er beobachtet wurde. Auch wenn er niemanden sah, spürte er, wie sich ihre Blicke in seine Haut brannten. Er spürte, dass sie in der Dunkelheit lauerten und jede seiner Bewegungen verfolgten. Sie warteten, doch Christopher wusste nicht, worauf sie warteten. Seinen Eltern hatte er nie erzählt, dass ihn jemand beobachtete, da er sie nicht in Gefahr bringen wollte. Sie wussten, dass er kein normales Kind war, nahmen jedoch an, dass das mit irgendeinem Erlebnis zu tun hatte, das Christopher als Baby gehabt hatte und an das er sich deshalb nicht erinnern konnte. Spät abends, wenn Christopher eigentlich hätte schlafen sollen, hörte er seine Eltern manchmal im Flüsterton darüber sprechen. Was auch immer ihm als Kleinkind zugestoßen war, spielte keine Rolle. Er hatte keine Angst vor seiner Vergangenheit. Er hatte Angst vor der Zukunft. Bevor Christopher irgendetwas anderes lernte, lernte er, paranoid zu sein. Das war sozusagen sein Geburtsrecht.

Da Christopher nicht wusste, wer ihn beschattete und weshalb, tat er, was er konnte, um sich auf das Ungewisse vorzubereiten. Er nahm Karateunterricht. Er lernte zu boxen und zu ringen. Er nahm Taekwondo-Stunden. Er erlernte jede Kampfsportart, die in dem kleinen Ort, in dem er aufwuchs,

angeboten wurde, und später, als er einen Führerschein hatte, erlernte er jede Kampfsportart, die in den benachbarten Orten angeboten wurde. Allerdings blieb er nie lange bei der Sache, da er immer das Gefühl hatte, nicht rasch genug dazuzulernen. Er war schnell frustriert und gab auf und versuchte dann etwas Neues, weil er hoffte, dieses Mal schneller dazuzulernen. Doch obwohl er sich häufig umorientierte, lernte er dazu, indem er seine erworbenen Fähigkeiten kombinierte. Christopher war ein Sonderling, hatte jedoch keine Angst vor den Schulhofschlägern, den Sportfanatikern oder vor irgendwelchen anderen Jugendlichen aus seinem Ort. Es gab andere Dinge, vor denen er Angst haben musste. Christopher war selbst unter Außenseitern ein Außenseiter und hatte nur einen einzigen engen Freund. Evan war schon sein Freund gewesen, bevor Christopher gespürt hatte, dass ihn die Augen Fremder beobachteten. Die beiden waren völlig verschieden. Christopher war praktisch veranlagt, Evan dagegen war ein Träumer. Er sah etwas Größeres in ihrer Zukunft, erwartete mehr, als ihnen ihre kleine Heimatstadt bieten konnte. Andere Jugendliche hatten Angst vor Christopher, weil er anders war. Evan gefiel es, dass Christopher anders war. Genau aus diesem Grund hatte er sich ursprünglich zu ihm hingezogen gefühlt. Christopher war mehr als das Kleinstadt-Highschool-Leben voller Sportskanonen, Nerds und Cheerleader, und das war Evan bewusst.

Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn Christopher sich an den Schlüssel erinnert hätte, den er an seinem sechzehnten Geburtstag erhalten hatte, oder an die Nachricht, die mit dem Schlüssel gekommen war, die er jedoch nie gelesen hatte. Er hatte beides ganz unten in einer Schublade seiner Kommode versteckt und versucht, es zu vergessen. Genauso wenig wie Christopher daran zweifelte, dass er beobachtet wurde, zweifelte er

daran, dass ihm der Schlüssel Antworten liefern würde, doch er war sich nicht sicher, ob er diese Antworten überhaupt haben wollte. Er hatte Angst vor den Leuten, die ihn beobachteten, aber noch mehr Angst davor, warum sie es taten. Manchmal versuchte er, sich einzureden, dass er sich alles nur einbildete. Vielleicht wäre es so besser gewesen. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn er verrückt war und der Rest der Welt normal. Doch er war nicht verrückt. Er wurde beobachtet. Sie beobachteten ihn und warteten auf seinen achtzehnten Geburtstag.

Am Abend seines achtzehnten Geburtstags fuhr Christopher von Evan nach Hause. Er war mit seinem eigenen Auto unterwegs, einem verbeulten, rostigen Schrotthaufen, den er noch am selben Tag, an dem er den Führerschein bekommen hatte, für dreitausend Dollar gekauft hatte. An diesem Abend war es bereits dunkel. Christopher hatte Evan besucht, um ihm das Geburtstagsgeschenk seiner Eltern zu zeigen: einen Baseballschläger mit dem Autogramm von David Ortiz. Big Papi. »Der Mann, der dem Fluch des Bambino ein Ende gesetzt hat«, hatte sein Vater, ein eingefleischter Fan der Red Sox, immer zu ihm gesagt, als er noch ein Kind war. Ihm bedeutete das jedoch nur wenig. Wie sehr ihn sein Vater auch anspornte, Christopher hatte einfach kein Interesse an Mannschaftssportarten. Sie erschienen ihm sinnlos. Er hatte andere Dinge im Kopf. Trotzdem unterstützte ihn sein Vater bei den Sportarten, die er ausübte, und sah bei seinen Ring- und seinen Karatekämpfen und bei allem anderen zu. Nach jedem Kampf, ob Christopher ihn gewonnen oder verloren hatte, sagte sein Vater jedes Mal dasselbe: »Toll gekämpft, mein Junge. Aber vergiss nicht, dabei Spaß zu haben, ja?«

Der Baseballschläger, den Christopher von seinen Eltern bekommen hatte, war am Knauf holzfarben und im vorderen

Bereich in einem glänzenden Schwarz lackiert. Sein Vater hatte ihm gesagt, er sei identisch mit den Schlägern, die Big Papi früher bei Spielen verwendet hatte. Christopher dankte seinem Vater aufrichtig, da er wusste, dass dieser ihm ein Stück von sich selbst geschenkt hatte. Er liebte seinen Vater. Er liebte seine beiden Eltern. Bevor sie seinen Geburtstagskuchen anschnitten, wollte Christopher zu Evan fahren und ihm den Baseballschläger zeigen, denn Evan war ein leidenschaftlicher Baseball-Fan. Ihm ging nicht so viel durch den Kopf wie Christopher, was ihn ablenkte. »Weißt du, was dieses Ding wahrscheinlich gekostet hat?«, fragte Evan, als Christopher ihm den Baseballschläger reichte.

Christopher zuckte mit den Schultern. Er hatte keine Ahnung. »Nein. Weißt du es?«

Evan hielt inne und strich mit den Fingern über das polierte Holz. Dann schüttelte er den Kopf. »Ich wette, der hat ein Vermögen gekostet.«

»Möchtest du ihn haben?«, fragte Christopher. Er wusste, dass Evan ihn haben wollte. Er sah das Verlangen in seinen Augen. Ihm selbst lag nichts an dem Schläger. Ihn zu besitzen, war ihm nicht wichtig – nicht so wichtig, wie seinen einzigen Freund glücklich zu machen.

Evan startete das Autogramm auf dem holzfarbenen Teil des Griffes an. Er schüttelte den Kopf. »Dein Vater wäre bestimmt böse, wenn du ihn verschenken würdest.« Daran hatte Christopher noch keinen Gedanken verschwendet. Evan gab ihm den Baseballschläger zurück. »Möchtest du heute Abend ausgehen?«, fragte er Christopher. »Um zu feiern? Ich könnte Tracey wahrscheinlich überreden, dass sie eine von ihren Freundinnen mitbringt.«

Christopher dachte darüber nach. Vielleicht hätte er tatsäch-

lich feiern sollen. Schließlich hatte er Geburtstag. Mit einigen von Traceys Freundinnen hatte er durchaus Spaß gehabt, wenn er sie nicht zu schnell vergrault hatte. Trotzdem schüttelte er den Kopf. Es war Dienstagabend, und er wollte niemandem zur Last fallen. Christopher sah zum Fenster hinaus. Es wurde immer dunkler. »Ich sollte nach Hause fahren. Meine Mutter hat einen Kuchen gebacken.«

»Okay«, sagte Evan. »Ich werde Tracey bitten, dass sie uns einen Gutschein gibt. Wie wär's mit Freitag?« Evan sah seinen Freund forschend an. Er war sich nie ganz sicher, was in Christophers Kopf vor sich ging.

»Freitag«, willigte Christopher ein, da er wusste, dass das der einfachste Weg war, um die Diskussion zu beenden.

»Also, dann noch mal alles Gute zum Geburtstag, Mann.« Evan erhob sich von seinem Stuhl, umarmte Christopher unbeholfen und tätschelte seinem Freund mit einer Hand den Rücken.

»Danke.«

»Wir sehen uns morgen in der Schule«, sagte Evan.

»Ja«, erwiderte Christopher und hatte keine Zweifel daran, als er es sagte.

Dann verließ Christopher das Haus. Als er zur Tür hinausging, winkte er Evans Eltern zum Abschied zu. Sie winkten zurück, nicht unglücklich darüber, den seltsamen besten Freund ihres Sohnes gehen zu sehen. Christopher lief über die Kiesaufahrt zu seinem Auto. Alles wirkte normal. Christopher war sogar entspannt. Er öffnete die Autotür und warf seinen Baseballschläger auf den Beifahrersitz. Dann setzte er sich hinters Steuer, ließ den Motor an und schaltete das Licht ein. So weit im Norden brach die Nacht schnell an.

Christopher blickte nach links, bevor er seinen Wagen auf die kurvige Landstraße lenkte. Auf diesem Streckenabschnitt

gab es keine Straßenlaternen. Er würde die Scheinwerfer entgegenkommender Fahrzeuge schon aus meilenweiter Entfernung sehen, wenn ihr Licht zwischen den Bäumen hindurchhuschte. Auf dieser Strecke wurde nachts jedoch schnell gefahren. Christopher sah vor sich nichts als Meilen leerer Straße, gesäumt von Bäumen und immer dunkleren, leeren Flächen. Da kein Verkehr herrschte, trat er aufs Gaspedal. Hinter ihm schien die Straße genauso leer zu sein wie vor ihm. Seine Scheinwerfer durchschnitten die Dunkelheit und wurden von den gelben Streifen in der Mitte der Fahrbahn reflektiert, aber sonst vom dichten Wald um ihn herum verschluckt. Christopher blickte abermals in den Rückspiegel. Noch immer war nichts zu sehen. Dann senkte er den Blick, um das Radio einzuschalten. Er suchte einen anderen Sender als den, den er normalerweise hörte, einen Infosender, der Berichte über Ufos und Verschwörungstheorien brachte und bei dem Menschen aus dem ganzen Land anriefen und merkwürdige Geschichten über Geheimnisse zum Besten gaben, die sich vor den Augen aller verbargen. Heute war jedoch sein achtzehnter Geburtstag, und er wollte Musik hören, deshalb suchte er, bis er einen Sender fand, auf dem ein alter Bruce-Springsteen-Song lief. Evan machte sich immer über Christophers altmodischen Musikgeschmack lustig. Christopher drehte die Lautstärke höher und hob den Blick wieder. Die Straße vor ihm war noch immer leer. Dann blickte er abermals in den Rückspiegel und rechnete damit, Dunkelheit zu sehen. Stattdessen sah er sie. Sie waren letzten Endes gekommen, um ihn zu holen.

Die Scheinwerfer des Wagens, der ihm folgte, waren bereits groß im Rückspiegel zu sehen und wurden immer größer, je näher sie ihm kamen. Der Wagen war aus dem Nichts aufgetaucht. Er konnte unmöglich die ganze Zeit hinter ihm her-

gefahren sein. Christopher hätte seine Scheinwerfer gesehen – winzige Lichtpunkte in der Dunkelheit –, schon Meilen bevor sie ihm so nahe gekommen waren. Die einzige Erklärung dafür war die, dass das Auto im Wald geparkt gewesen war und gewartet hatte, bis er vorbeifuhr. Christopher hörte den Motor des Wagens hinter ihm aufheulen, als dieser die Lücke schloss und sich seiner Stoßstange näherte. Der Moment, vor dem sich Christopher seit seiner Kindheit gefürchtet hatte, war schließlich gekommen.

Für den Bruchteil einer Sekunde empfand Christopher nichts als Erleichterung: Erleichterung darüber, dass der Moment endlich da war, Erleichterung darüber, dass es sich bei seiner Paranoia nicht um Wahnsinn handelte, Erleichterung darüber, dass er nicht grundlos Paranoia gehabt hatte. Hätte Christopher seine leiblichen Eltern gekannt, hätten sie ihm sagen können, dass Paranoia nie grundlos war. Inzwischen wusste er das selbst. Seine Paranoia hatte einen Wert. Sie war eine Währung, mit der er sich – falls er Glück hatte – sein Leben erkaufen konnte. Seine Erleichterung hielt jedoch nur für den Bruchteil einer Sekunde an, ehe sie von einem plötzlichen Gefühl der Unzulänglichkeit verdrängt wurde. Christopher stellte jede Entscheidung infrage, die er in seinem Leben getroffen hatte. Warum war er nicht bei einer Kampfsportart geblieben? Warum hatte er nicht härter trainiert? Dann, als er zu dem Schluss kam, dass das Gefühl der Unzulänglichkeit Zeitverschwendung war, hatte er nur noch eine einzige Empfindung: Angst. Und diese Angst war so groß, dass sie alles andere überlagerte.

Christopher blickte auf die dunkle, leere Straße vor ihm und tat das Einzige, was ihm einfiel: Er trat das Gaspedal durch. Die Straße schlängelte sich durch den dichten Wald. Auch wenn Christopher die Straße gut kannte, konnte er nicht Vollgas ge-

ben, ohne Gefahr zu laufen, von der Fahrbahn abzukommen und gegen einen Baum zu prallen. Er konnte nur hoffen, dass diejenigen, die in dem Wagen hinter ihm saßen, die Straße nicht so gut kannten wie er und Schwierigkeiten haben würden, ihm auf den Fersen zu bleiben. Das Problem war, dass sie nicht der Straße zu folgen brauchten. Sie brauchten nur Christophers Rückleuchten zu folgen. Das Auto hinter ihm kam immer näher. Christopher spürte einen heftigen Stoß gegen seinen hinteren Kotflügel, der seinen Wagen nach vorne schob. Inzwischen lenkte er immer später ein, wenn er sich einer Kurve näherte, da er hoffte, seine Verfolger auf diese Weise abzuschütteln. Er wartete jedes Mal bis zur letztmöglichen Sekunde, dann riss er das Lenkrad herum und vermied es nur knapp, in den Wald zu fahren. Die Reifen von Christophers Wagen rutschten auf dem Asphalt, wenn er eine Kurve nahm. Er hielt das Lenkrad fest umklammert, um nicht die Kontrolle über sein Fahrzeug zu verlieren. Der Wagen hinter ihm blieb trotzdem dicht an seiner Stoßstange. Was auch immer seine Verfolger fuhren, es war schneller und hatte eine bessere Straßenlage als die Rostlaube, mit der er unterwegs war.

Christophers Verfolger scherten aus und tauchten neben ihm auf. Ihr Wagen war dunkel und hatte getönte Scheiben. Christopher konnte nicht ins Innere sehen. Dann rammten sie ihn plötzlich von der Seite, und er verlor beinahe die Kontrolle über sein Fahrzeug. Solange er sich auf der Straße befand, würde er den Kürzeren ziehen, dessen war sich Christopher bewusst. Er musste die Straße verlassen. Das war seine einzige Chance. Wenn es ihm gelang, noch ein paar Meilen auf der Straße weiterzufahren, würde er zu dem Wald in der Nähe seines Hauses gelangen, dem Wald, in dem er praktisch aufgewachsen war. Wenn er es so weit schaffte, hätte er eine Chance zu überleben.

Der dunkle Wagen rammte Christopher erneut, wick dieses Mal allerdings nicht wieder zurück, sondern versuchte, sein Auto von der Straße in den Wald abzudrängen. Inzwischen waren sie mit über sechzig Meilen in der Stunde unterwegs. Christopher umklammerte das Lenkrad und versuchte, die Spur zu halten und nicht von der Fahrbahn abzukommen. Er spürte seinen Puls in den Händen. Er spürte seine Reifen zur Seite rutschen. Dann machte die Straße plötzlich eine Kurve, und Christopher riss das Lenkrad herum, sodass sich die beiden Autos voneinander trennten. Er hörte erneut Reifen quietschen, doch dieses Mal handelte es sich nicht um seine. Der dunkle Wagen geriet ins Schleudern und kam in der Kurve beinahe von der Straße ab. Christopher trat das Gaspedal durch, bis es das Bodenblech berührte. Er musste nur noch ungefähr zwei Meilen schaffen. Binnen Sekunden befand sich das andere Auto wieder neben ihm und kam näher, um erneut zu versuchen, ihn von der Straße zu drängen. Dieses Mal hatte Christopher allerdings einen Plan. Kurz bevor der dunkle Wagen mit der Beifahrtür Christophers Fahrtür rammte, machte er eine Vollbremsung. Der dunkle Wagen schoss an ihm vorbei und legte noch mindestens fünfzig Meter zurück, bis er ebenfalls zum Stehen kam. Er geriet jedoch beim Bremsen ins Schleudern und drehte sich, sodass er die gesamte Fahrbahn blockierte. Der Wagen wurde von Christophers Scheinwerfern erleuchtet, als stünde er im Rampenlicht. Christopher wartete, da er sehen wollte, was die Insassen des Wagens vorhatten. Er hoffte insgeheim, dass aus der entgegengesetzten Richtung ein anderes Fahrzeug angerast kommen und sie rammen würde, wusste jedoch, dass das unwahrscheinlich war. Nachts war diese Straße kaum befahren. Er beobachtete den Wagen und hatte dabei das Gefühl, ein Tier zu beobachten, ein Raubtier. Es kam ihm vor, als könne er den

Wagen atmen sehen. Dann begann sich das ihm zugewandte Fenster der Beifahrertür zu senken. Christopher wartete nicht ab, welche Schrecken das geöffnete Fenster offenbaren würde. Stattdessen trat er abermals das Gaspedal durch.

Christopher war sich darüber im Klaren, dass er die Straße verlassen musste, um an seinen Verfolgern vorbeizukommen. Seine Reifen quietschten, ehe sie Halt fanden, dann schoss er über den unbefestigten Straßenrand. Er betete, dass er nicht auf ein Loch im Boden oder auf einen Baum stoßen würde, bevor er seine Verfolger hinter sich gelassen hatte. Sein Auto holperte über den unbefestigten Untergrund, schaffte es jedoch, an dem dunklen Wagen vorbeizukommen. Bei der ersten Gelegenheit fuhr Christopher wieder auf die Straße, ohne den Fuß vom Gas zu nehmen. Dann hörte er das Quietschen von Reifen, als der dunkle Wagen erneut die Verfolgung aufnahm. Christopher hatte nur ein paar Sekunden Vorsprung, doch mehr brauchte er nicht. Er wusste jetzt genau, wo er sich befand, und hielt den Blick auf die Bäume gerichtet, an denen er vorbeiraste. Das andere Auto holte abermals auf und fuhr bis an seine hintere Stoßstange heran. Dann entdeckte Christopher den Orientierungspunkt, nach dem er Ausschau gehalten hatte: einen alten umgestürzten Baum, dessen Wurzeln in die Luft ragten wie die Tentakel eines riesigen Meeresungeheuers. Er zählte die Sekunden. Eins. Zwei. Der Wagen hinter ihm würde ihn jeden Moment erneut rammen. Bei drei riss Christopher das Lenkrad abrupt nach links und schoss in die Dunkelheit. Er spürte, wie die Räder seines Wagens den Bodenkontakt verloren, als er sich von der asphaltierten Straße in die Wildnis katapultierte. Im Fliegen schaltete er das Licht aus, dann spürte er, wie er in die Dunkelheit stürzte.

Christophers Wagen schlug hart auf dem Boden auf, ohne

dabei zum Stillstand zu kommen. Er machte abermals eine Vollbremsung. Das Auto schlitterte weiter, da seine Reifen in der Erde und dem Laub auf dem Waldboden keinen Halt fanden. Die Bremsen waren nicht in der Lage, den Wagen zu stoppen; sie konnten ihn nur verlangsamen. Trotzdem verringerte sich seine Geschwindigkeit so weit, dass Christopher nur eine leichte Erschütterung spürte, als er gegen einen Baum prallte.

Da der Baum, mit dem Christopher kollidierte, die Fahrertür blockierte, kletterte er über die Mittelkonsole und öffnete die Beifahrertür. Beim Aussteigen schnappte er sich seinen Baseballschläger mit dem Autogramm von David Ortiz. Genau in dem Moment, als er sich neben seinem Auto aufrichtete, erfassten ihn die Scheinwerfer des Wagens seiner Verfolger in der Dunkelheit. Christopher hielt den Baseballschläger in der Mitte gepackt und rannte aus dem Lichtkegel. Nachdem er den Hügel vor sich erklommen hatte und sich wieder im Schutz der Dunkelheit befand, fasste er den Entschluss, dass er nicht mehr weit laufen würde. Er hatte nicht den Großteil seiner Jugend trainiert, um das Weite zu suchen. Er hatte trainiert, um zu kämpfen. Während er tiefer in den Wald rannte, hörte er hinter sich die Türen des dunklen Wagens zuschlagen. *Peng. Peng.* Christopher hoffte, das zweimalige Knallen bedeutete, dass seine Verfolger nur zu zweit waren.

Die beiden Männer, die den Auftrag hatten, Christopher zu töten, hätten ihn einfach in die Dunkelheit des Waldes verschwinden lassen und sich dann zu ihm nach Hause begeben sollen. Sie wussten, wo er wohnte, und sie wussten, dass er nicht weit kommen würde, nachdem sein Auto kaputt war. Sie hätten ihm nicht blindlings in den Wald zu folgen brauchen, sondern hätten einfach auf ihn warten können. Sie hätten ihn auch am nächsten Tag oder am übernächsten oder am überübernächsten

töten können. Allein ihr Stolz trieb sie dazu, ihn zu verfolgen. Schließlich war Christopher nicht mehr als ein unausgebildeter, unbewaffneter Junge, der nur den Ruf hatte, eine Plage zu sein. Trotz Karate und Taekwondo war er nicht auf die gleiche Art und Weise ausgebildet worden wie alle anderen im Krieg. Ihm war noch nicht beigebracht worden zu hassen. Also folgten sie Christopher in den Wald, weil sie mehr Angst davor hatten, anderen erzählen zu müssen, dass der Junge entkommen war, als sie vor dem Jungen selbst Angst hatten. Sie hätten es besser wissen sollen. Sie kannten beide Christophers Geschichte. Sie wussten, dass er noch vor seinem ersten Geburtstag Zeuge der Ermordung zweier seiner Väter geworden war. Sie wussten, dass er den Armen zweier seiner Mütter entrissen worden war. Selbst wenn er sich nicht an diese Dinge erinnern konnte, blieb so etwas an einem Menschen hängen. Manchmal war Wut ebenso wirksam wie Hass. Sie mochte weniger zielgerichtet und unverblümter sein, doch sie erfüllte ihren Zweck. Außerdem wussten die beiden Männer, welche Art von Blut durch Christophers Adern floss. Sie wussten, dass sein Vater ein begabter Killer und seine Mutter im Alter von neunzehn Jahren die erste Person in der Geschichte des Krieges gewesen war, die in eine Informationszelle eingebrochen und lebendig wieder herausgekommen war. Sie wussten, dass es sich bei dem Blut, das durch die Adern des Jungen floss, um gefährliches Blut handelte. Trotzdem folgten sie ihm.

Christopher stand hinter einem Baum, und seine Brust hob und senkte sich lautlos, als er durch die Nase ein- und durch den Mund wieder ausatmete. Er spürte sein Herz rasen. Der Zeitpunkt war gekommen. Im Wald war es dunkel, und nur Splitter des Mondlichts drangen durch das Baumkronendach. Christopher wartete. Zwischen den Bäumen war genug Platz,

um voll ausholen zu können. Er hielt den Baseballschläger mit beiden Händen nah an der Brust, während er dem Rascheln der Schritte seiner Verfolger auf dem Laub lauschte. Er war nicht sehr weit gelaufen, da er nicht versuchte zu entkommen. Seine beiden Verfolger hatten sich nicht getrennt, sondern durchkämten in einem Abstand von gut fünf Metern den Wald, um sicherzustellen, dass sie nicht an ihm vorbeingingen, während er sich in einer Vertiefung im Boden oder hinter einem Baum versteckte. Sie wussten, dass sie ihn gehört hätten, wenn er weitergelaufen wäre. Sie wussten, dass er sich ganz in der Nähe befand. Ihr Fehler war, dass sie nicht damit rechneten, dass er auf sie wartete.

Die beiden Männer fingen im Gehen an zu rufen, um Christopher aus seinem Versteck zu scheuchen. Ihre Stimmen hallten von den Bäumen wider, was den Eindruck entstehen ließ, als wären sie nicht nur zu zweit, sondern eine ganze Armee. »Komm raus, Kleiner!«, rief der erste Mann. Christopher hörte, wie er sich in der Dunkelheit vorsichtig vorantastete, um nicht gegen einen Ast zu stoßen oder über einen Stein zu stolpern. »Wir wollen nur mit dir reden!«, rief der andere Mann, dessen Stimme höher war als die des ersten Mannes und näher. »Du brauchst keine Angst zu haben!«, rief der erste Mann, und noch bevor er zu Ende gesprochen hatte, hörte Christopher den anderen Mann leise lachen. Die beiden bewegten sich langsam voran, befanden sich aber inzwischen ganz in der Nähe. Christopher drehte die Hände am Griff des Schlägers, um sich zu vergewissern, dass er ihn fest umklammert hielt. Es kam auf das richtige Timing und auf Genauigkeit an. Er erinnerte sich an die Baseball-Lektionen, die er als Kind von seinem Vater bekommen hatte. Christopher rollte lautlos mit den Schultern, um seine Muskeln zu lockern.

»Hier, Kleiner!«, rief der Mann mit der höheren Stimme in die Nacht hinein. Er stand auf der anderen Seite des Baums, hinter dem sich Christopher versteckte. Der Mann mit der tieferen Stimme war ebenfalls nur gut fünf Meter entfernt, bei denen es sich allerdings um fünf Meter schützender Dunkelheit handelte.

»Wo steckst du, verdammt?«, schrie der Mann mit der tieferen Stimme in wütendem Tonfall.

»Vielleicht ist er doch nicht hier«, sagte der andere Mann zu seinem Partner. Christopher machte es sich zunutze, dass sich der Mann von ihm weggedreht hatte, und schlüpfte hinter dem Baum hervor. »Vielleicht sollten wir einfach warten...«, setzte der Mann an, der näher bei Christopher stand. Er konnte seinen Gedanken nicht zu Ende führen. Christopher schwang den Baseballschläger: Er mobilisierte seine ganze Kraft für den ersten Schlag, legte alle Wucht hinein, die er erzeugen konnte. Es war dunkel, doch Christopher sah genug. Er zielte mit dem Schläger auf die Kniescheiben des Mannes, der ihm näher war, und spürte, wie eines von dessen Knien nachgab und nach hinten einknickte, als der Schläger mit voller Wucht sein Ziel traf. Der Mann stieß vor Schmerz einen Schrei aus, einen Urschrei, der durch die Nacht hallte. Dann fiel er zu Boden auf seine nicht mehr brauchbaren Knie. Christopher warf einen Blick auf die Hände des Mannes. In seiner Rechten hielt er einen Gegenstand, der aussah wie ein Schlagstock. Christopher hob seinen Baseballschläger an und ließ ihn hart auf die rechte Schulter des Mannes hinabsausen. Er war entschlossen, ihn zu entwaffnen, wie viele Schläge dazu auch nötig waren. Der Mann ließ seine Waffe jedoch bereits nach zwei krachenden Hieben fallen, da sein rechter Arm jetzt genauso unbrauchbar war wie seine Knie.

Dann hörte Christopher Schritte hinter sich. Der andere

Mann kam auf ihn zu. Anstatt sich umzudrehen und zu kämpfen, rannte Christopher weg, rannte tiefer in den dunklen Wald. Er wusste, wo er auftreten musste. Er wusste, wann er springen musste und wo sich die Vertiefungen im Boden befanden, die es zu meiden galt. Nach nur ungefähr zwanzig Schritten ging Christopher erneut in Deckung, indem er sich hinter einem anderen Baum duckte. Er lauschte und hörte den verletzten Mann in der Dunkelheit stöhnen, doch das interessierte ihn nicht. Sein Interesse galt allein dem anderen Mann. Christopher war zu allem bereit. Er war bereit zu kämpfen, falls der Mann ihn angriff. Und falls dieser die Flucht ergriff, war er bereit, ihn zu verfolgen, ihn in der Dunkelheit zur Strecke zu bringen. Während der erste Mann stöhnte, hörte Christopher zu seiner Rechten einen Zweig abbrechen. Er hielt den Baseballschläger jetzt wie ein Schwert vor sich und fragte sich, wie der zweite Mann bewaffnet sein mochte. Was war, wenn er eine Pistole hatte? Christopher hörte einen weiteren Zweig abbrechen, dieses Mal näher bei ihm. Er wirbelte herum, sprang hinter dem Baum hervor und schwang dabei den Schläger vor sich. Da er sich diesmal nicht ganz sicher war, wo sich sein Ziel befand, schwang er ihn einfach auf Brusthöhe. Er führte den Schläger mit aller Kraft, doch der Mann stand im rechten Winkel zu ihm, sodass Christopher ihn nur am Arm traf. Der Mann stöhnte auf, als ihn der Baseballschläger traf, brach aber nicht zusammen. Er ging nicht zu Boden. Stattdessen drehte er sich zu Christopher und schwang die glänzend silberfarbene Axt, die er in der rechten Hand hielt. Christopher machte einen Schritt zur Seite und entkam knapp der scharfen Klinge. Dann schlug der Mann mit der linken Hand zu, und Christopher spürte kaltes Metall gegen seinen Wangenknochen prallen. Der Mann hatte eine Axt in der einen Hand und einen Schlagring in der anderen. Der

Schlag war jedoch kraftlos, da der linke Arm des Mannes nach dem Treffer von Christophers Baseballschläger geschwächt war. Wenn der Mann nicht verletzt gewesen wäre, hätte er Christopher den Wangenknochen zertrümmert, und Christopher hätte auf dem Boden gelegen und wäre von dem Psychopathen mit der Axt zerstückelt worden.

Christopher kämpfte damit, sein Sehvermögen zurückzuerlangen, nachdem er den metallenen Schlag gegen den Kiefer hatte einstecken müssen, als er ein surrendes Geräusch wahrnahm, das durch die Luft auf ihn zukam. Ohne nachzudenken, packte er den Baseballschläger mit beiden Händen und hielt ihn sich vors Gesicht. Im nächsten Moment spürte er, wie sich die Axt tief ins Holz grub. Noch immer leicht benommen, nahm Christopher zur Kenntnis, dass der Mann versuchte, seine Axt wieder aus dem Baseballschläger zu zerren. Er riss einmal daran, dann ein zweites Mal. Bevor der Mann ein weiteres Mal daran ziehen konnte, riss Christopher den Schläger mit einem Ruck an seine Brust und damit auch den Mann bis auf ein paar Zentimeter zu sich heran. Dann riss er das Knie hoch und rammte es dem Mann, so fest er konnte, in den Schritt. Er hörte sämtliche Luft aus der Lunge des Mannes entweichen. Christopher drückte den Baseballschläger von sich weg, um den Abstand zwischen sich und dem Mann zu vergrößern, drehte sich auf den Zehenballen seines linken Fußes und verpasste dem Mann mit dem rechten Fuß einen festen Tritt gegen die Brust. Dabei handelte es sich um eine Mischung aus Instinkt und Training. Der Mann flog von ihm weg und stürzte zu Boden, während seine Axt nach wie vor in dem Baseballschläger steckte, den Christopher in den Händen hielt. Christopher war nicht in der Stimmung für Spielchen. Mit dem Mann mit den kaputten Knien, den Christopher noch immer in der Dunkelheit stöh-

nen hörte, hatte er bereits den Informanten, den er brauchte. Er trat einen Schritt nach vorn, als der zweite Mann versuchte aufzustehen, und schwang den Baseballschläger abermals, dieses Mal mit der Axt, die noch im Holz steckte. Der Schläger traf den Mann hart seitlich am Kopf. Nicht nur das Gefühl, wie der Schädel des Mannes nachgab, sondern vor allem das knirschende Geräusch gab Christopher die Gewissheit, dass er nicht noch einmal auszuholen brauchte.

Der Mann fiel zu Boden und blieb regungslos liegen. Er zuckte nicht einmal. Christopher blieb einen Moment vor der Leiche stehen und betrachtete sie. Seine Brust hob und senkte sich. Den Griff des Baseballschlägers hielt er noch immer fest umklammert. Dann griff er nach oben und zog die Axt mit zwei festen Rucken aus dem Holz. Er hörte den anderen Mann noch immer stöhnen und wusste, dass er sich in Bewegung setzen musste. Dass er zu ihm musste, bevor die Kojoten bei ihm waren. Christopher warf einen letzten Blick auf die Leiche zu seinen Füßen, deren Kopf keine normale Form mehr besaß. Er brauchte sich keine Sorgen zu machen, dass ihm jemand in der Dunkelheit folgen würde. Mit dem Baseballschläger in der einen Hand und der Axt in der anderen bahnte er sich den Weg zurück zu dem Mann mit den kaputten Knien, indem er dessen Klagelauten folgte.

Der Mann hatte sich zu einem Baum geschleppt, an dem er sich im Sitzen mit unnatürlich gespreizten Beinen mit dem Rücken anlehnte. Sein rechter Arm hing schlaff herab. Er sah Christopher durch die Dunkelheit auf sich zukommen. Trotz der Finsternis erkannte Christopher die Angst im Gesicht des Mannes, als diesem bewusst wurde, dass nicht sein Partner, sondern Christopher zu ihm zurückkam. Christopher hatte sich den Baseballschläger über die Schulter gelegt und näherte sich dem ver-

letzten Mann vorsichtig. Er war sich darüber im Klaren, dass auch von einem Verletzten Gefahr ausgehen konnte, und warf einen Blick auf die Hände des Mannes, um sich zu vergewissern, dass er unbewaffnet war. Zu seinem Leidwesen war er das.

Als Christopher sich dem Mann bis auf drei Meter genähert hatte, deutete er mit dem Baseballschläger auf ihn. »Was wollen Sie von mir?«, fragte er.

»Nichts«, erwiderte der Mann und schüttelte mit schmerzverzerrtem Gesicht den Kopf. »Das ist nur ein Spiel«, log er. Ihm war bewusst, dass Christopher nicht eingeweiht worden war. Und ihm war bewusst, dass er ihm das Ganze nicht würde erklären können, zumindest nicht auf eine Art und Weise, die Christopher dazu bewegen würde, ihn leben zu lassen.

»Sie beschatten mich seit zehn Jahren, weil das alles ein Spiel ist?«, fragte Christopher und trat näher an den Mann heran, bis das vordere Ende seines Baseballschlägers fast dessen Nase berührte.

»Wir haben dich nicht beschattet«, sagte der Mann, wobei es sich nicht um eine Lüge handelte. Die beiden waren nicht diejenigen, die ihn beschattet hatten. Das hatten andere getan.

»Lügen Sie mich nicht an!«, schrie Christopher in die Nachtluft. Er konnte sich nicht erinnern, jemals zuvor so laut geschrien zu haben. Hier im Wald spielte das jedoch keine Rolle. Dann holte Christopher mit dem Baseballschläger aus und verpasste dem verletzten Mann einen Schlag gegen den Kopf, der fest genug war, um wehzutun, aber nicht fest genug, um bleibenden Schaden anzurichten. Der Mann zuckte zusammen, bevor der Schläger ihn traf.

»Egal, was ich dir sage, du würdest es sowieso nicht verstehen«, erklärte der Mann.

»Testen Sie mich doch«, erwiderte Christopher.

Der Mann holte tief Luft und biss sich auf die Unterlippe. »Dein Vater war an einem Krieg beteiligt, von dem du nichts weißt. Deine Mutter war selbst noch ein Kind, als sie dich zur Welt gebracht hat.« Der Mann hielt einen Moment inne, um wieder zu Atem zu kommen. »Die beiden haben sich nicht an die Regeln gehalten, deshalb wirst jetzt du bestraft.«

»Dann sind Sie also hier, um mich zu bestrafen?« Fürs Erste war das das Einzige, was für Christopher einen Sinn ergab. Er verstand, dass er für seine Sünden bestraft werden sollte, auch wenn er nicht wusste, um welche Sünden es sich dabei handelte.

Der Mann schüttelte den Kopf. Sein Kopf und sein linker Arm waren die einzigen Körperteile, die er noch bewegen konnte. »Wir sind hier, um dich zu töten«, sagte er mit einem Anflug von ironischer Genugtuung in seinem Tonfall.

»Und was ist jetzt, nachdem Ihnen das misslungen ist?«, fragte Christopher mit bebender Stimme, als würde er die Antwort bereits kennen.

»Es werden andere kommen«, entgegnete der Mann. Christopher warf einen Blick auf die Uhr. Es war kurz vor zehn Uhr. Seine Eltern würden ihn bald vermissen und versuchen, ihn anzurufen. Sein Handy lag allerdings im Auto. Wenn sie ihn nicht erreichten, würden sie Evan anrufen. Dann würden sie sich auf die Suche nach ihm machen. Das durfte er nicht zulassen. Er musste verhindern, dass sie ihn so vorfanden.

Christopher ging zu dem verletzten Mann und warf die Axt etwa drei Meter weit weg auf den Boden. Dann kniete er sich hin, packte den Mann fest am Handgelenk seines unverletzten Arms, griff nach unten und tastete die Hosentaschen des Mannes ab. »Was soll das?«, wollte der Mann wissen.

Christopher spürte eine Ausbuchtung an der rechten Hosentasche des Mannes. Er griff hinein, holte ein Handy hervor und

schaltete es ein, um nachzusehen, wann zum letzten Mal damit telefoniert worden war, da er sich vergewissern wollte, dass der verletzte Mann noch niemanden angerufen und Bescheid gegeben hatte, dass sie den Kürzeren gezogen hatten. Das letzte Gespräch lag Stunden zurück.

Christopher ging einen Schritt rückwärts, weg von dem Mann. »Was soll das?«, fragte der Mann erneut. Christopher warf das Telefon in die Luft und versetzte ihm einen Hieb mit dem Baseballschläger, der es in unzählige winzige Stücke zersplittern ließ. Dann entfernte er sich. »Was soll das?«, fragte der Mann ein weiteres Mal, wobei er dieses Mal beinahe schrie. »Was ist? Hast du etwa nicht den Mumm, die Sache zu Ende zu bringen?«, rief ihm der verletzte Mann hinterher.

Christopher deutete auf die Axt, die auf dem Boden lag. »An Ihrer Stelle würde ich versuchen, mir die zu holen. Schließlich müssen Sie sich irgendwie die Bären und Kojoten vom Leib halten, denn finden wird Sie hier niemand. Wenn Sie Glück haben, kommen zuerst die Bären. Die machen nämlich wesentlich kürzeren Prozess als die Kojoten.« Christopher drehte sich wieder um und ging weiter. Dieses Mal blickte er nicht mehr zurück.

Er ging noch ungefähr fünfzig Meter, dann begann er zu joggen. Schließlich fing er an zu rennen. Als er wieder bei seinem Auto ankam, öffnete er die Tür, griff hinein und nahm sein Handy heraus. Er rief Evan an.

Es ertönte zweimal das Freizeichen, bevor Evan abhob. »Hey, Mann, was gibt's? Hast du es dir anders überlegt wegen Tracey?«, fragte Evan ins Telefon, bevor Christopher auch nur ein Wort sagen konnte. Er hörte den Mann im Wald noch immer um Hilfe rufen, doch dabei handelte es sich um ein leises, entferntes Geräusch.

»Nein«, erwiderte Christopher und gab sich Mühe, die Panik

in seiner Stimme zu kontrollieren. »Du musst mir einen Gefallen tun.«

»Klar«, entgegnete Evan ein wenig verwirrt. Christopher bat nicht oft um einen Gefallen.

»Du musst meine Eltern anrufen und ihnen sagen, dass ich heute bei dir übernachtete. Erzähl ihnen, dass du mit mir auf eine Überraschungsparty gehst oder so. Und ruf mich bitte zurück, nachdem du mit ihnen gesprochen hast.«

»Was ist denn los, Chris?«, wollte Evan wissen.

Ich habe im Wald gerade zwei Männer getötet, dachte Christopher, sagte es aber nicht. »Ich erkläre es dir später. Das hier ist wichtig. Kann ich auf dich zählen?«

»Warum rufst du denn deine Eltern nicht einfach selber an?«, fragte Evan. Doch das konnte Christopher nicht tun. Daran bestand für ihn kein Zweifel. Er wäre zusammengebrochen, wenn er mit ihnen telefoniert hätte.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Christopher. »Das geht einfach nicht. Rufst du sie bitte an?«

»Also gut. Ich rufe dich gleich zurück.« Evan legte auf.

Während Christopher auf Evans Rückruf wartete, begutachtete er den Schaden an seinem Auto. Die Fahrerseite war noch immer gegen den Baum gedrückt, gegen den er geprallt war, und das Blech hatte sich um den Stamm gebogen. Er konnte den Wagen nicht mehr benutzen. Selbst wenn es ihm gelungen wäre, ihn wieder zum Laufen zu bringen, hätte er ebenso gut mit einer Leuchtreklame herumfahren können. Christopher hob den Kopf, warf einen Blick auf das andere Auto und ging darauf zu. Der Schlüssel steckte noch im Zündschloss. Der Wagen hatte ein paar Kratzer in der Tür, befand sich aber sonst in erstaunlich gutem Zustand. Christopher öffnete die Fahrtür und stieg ein. Dann läutete sein Telefon.

»Evan«, sagte Christopher, als er den Anruf entgegennahm, bevor das erste Klingeln zu Ende war.

»Mann«, entgegnete Evan, »stimmt irgendwas nicht?«

»Hast du mit meinen Eltern gesprochen?«, erkundigte sich Christopher.

»Ja«, erwiderte Evan. »Sie haben es mir abgekauft.«

»Dann ist also alles in Ordnung bei ihnen?«, fragte Christopher. Er atmete jetzt schwerer als zuvor, als er sich im Wald versteckt hatte.

»Ja, alles okay bei ihnen«, antwortete Evan, wobei leichte Verärgerung in seinem Tonfall mitschwang. »Erzählst du mir jetzt bitte, was eigentlich los ist?«

»Sobald ich kann«, sagte Christopher. »Versprochen. Aber nicht jetzt. Nicht heute Abend. Ich rufe dich morgen an, versprochen.«

»Okay«, sagte Evan. »Ich hoffe bloß, da steckt eine gute Geschichte dahinter.«

Das hoffe ich auch, dachte Christopher, ehe er auflegte. Dann drehte er den Schlüssel im Zündschloss. Der Motor stimmte ein tiefes Grollen an. Christopher lenkte den pechschwarzen Wagen auf die Straße und machte sich auf den Weg nach Hause.

Eine Meile vom Haus seiner Eltern entfernt parkte er und ging den restlichen Weg zu Fuß. Er wagte es nicht, sich mit dem Auto weiter zu nähern. Er wagte es nicht, seinen Eltern zu erzählen, was im Wald geschehen war. Insgeheim wusste er, dass er sie im Dunklen lassen musste, um sie zu schützen. Als er an der Grundstücksgrenze ankam, starrte er in das hell erleuchtete Haus und beobachtete, wie sich die Schatten seiner Eltern von einem Zimmer ins andere bewegten. Nur wenige Minuten später schalteten seine Eltern nach und nach das Licht in sämtlichen Zimmern aus. Zuerst wurde es im Wohnzimmer dun-

kel. Dann in der Küche. Anschließend im Badezimmer im ersten Stock. Das gedämpfte Licht in ihrem Schlafzimmer brannte am längsten, ging letzten Endes aber ebenfalls aus. Nachdem alle Lichter erloschen waren, wartete Christopher noch eine halbe Stunde, bevor er das letzte Stück zum Haus ging.

Der Geburtstagskuchen, den seine Mutter für ihn gebacken hatte, stand noch auf der Küchenarbeitsplatte, abgedeckt mit Frischhaltefolie. Es handelte sich um einen Schokoladenkuchen, Christophers Lieblingskuchen. Er war versucht, die Frischhaltefolie zu entfernen und sich ein Stück abzuschneiden – nur eines –, beherrschte sich jedoch, da er seinen Eltern nicht noch übler mitspielen wollte, als er es ohnehin tun würde. Christopher ging so leise wie möglich die Treppe zu seinem Zimmer hinauf. In der Dunkelheit im Haus bewegte er sich mit noch größerer Leichtigkeit als in der Dunkelheit im Wald. Er kannte jeden Quadratzentimeter des Hauses wie seine Westentasche. Er wusste, auf welche Bodendielen er nicht treten durfte, weil sie knarnten. Er wusste, dass er die Tür zu seinem Zimmer beim Öffnen anheben musste, damit ihre Scharniere nicht quietschten.

Christopher betrat sein Zimmer. Während die beiden Männer ihm gefolgt waren, hatte er sich an den Schlüssel und an die Nachricht erinnert. Er öffnete die oberste Schublade seines Schreibtischs und schob leise die Unterlagen beiseite, die sich darin befanden. Dann griff er in den hinteren Teil der Schublade. Seine Finger spürten den Umschlag, der ein gewisses Gewicht hatte. Christopher zog ihn heraus und war dabei noch vorsichtiger, kein Geräusch zu verursachen. Wenn seine Eltern ihn jetzt hörten, würde er nicht verbergen können, was er tat. Er öffnete den Umschlag, in dem er den Schlüssel und die Nachricht fand, die er nie gelesen hatte, und holte sein Handy hervor,

um es als Taschenlampe zu verwenden. Er glaubte, dass ihm die Nachricht womöglich Antworten liefern würde. Zu seiner Bestürzung enthielt sie überhaupt keine Botschaft. Das Einzige, was auf dem Papier stand, waren eine Adresse in Montreal und eine Telefonnummer.

Christopher steckte den Schlüssel und die Nachricht in die Hosentasche. Dann suchte er ein paar Kleidungsstücke zum Wechseln zusammen und verstaute sie mit seinem Handy-Ladegerät in einem Rucksack. Auch wenn sich die Nachricht als Reinform entpuppt hatte, vermutete er, dass ihm der Schlüssel Antworten liefern würde. Er blickte sich im Zimmer um, ob er noch irgendetwas anderes mitnehmen sollte, da er nicht wusste, wann er wieder die Gelegenheit haben würde, nach Hause zu kommen. Sein Atem ließ seine Lippen zittern. Ein plötzlicher Gefühlsausbruch überkam ihn, aber es gelang ihm, ihn zu unterdrücken. Er hatte sein ganzes Leben lang dafür trainiert, niemals die Fassung zu verlieren. Selbst als Kind hatte er nur selten geweint, wie ihm seine Eltern gesagt hatten.

Christopher holte tief Luft und ging aus seinem Zimmer. Als er am Schlafzimmer seiner Eltern vorbeikam, blieb er kurz stehen, um ihrem Atem zu lauschen. Dann stieg er lautlos die Treppe hinunter und ging zur Haustür hinaus.

ZWEITES KAPITEL

Christopher saß in dem Café gegenüber der Bank. Er aß sein Frühstück, musterte die anderen Gäste und lauschte dem Klappern von Gabeln und Messern auf billigem Porzellan. Er hatte den Eindruck, jeden Löffel zu hören, der gegen den Rand einer

Kaffeetasse stieß. Niemand schien ihn zur Kenntnis zu nehmen. Alle richteten den Blick auf ihren Teller, auf ihr Essen, auf die Bedienung oder unterhielten sich miteinander. Trotzdem spürte Christopher, dass ihn jemand beobachtete. Er wusste nur nicht, wer. Er hatte gehofft, das Gefühl, beobachtet zu werden, würde aufhören, nachdem er den Männern im Wald ins Gesicht geblickt hatte. Er hatte gehofft, dass er genug gesehen hatte und dass es jetzt vorbei war. Aber es war nicht vorbei. Darüber war sich Christopher im Klaren. Er stach mit der Gabel in sein Rührei und spürte Blicke. Die Typen im Wald waren nicht die Einzigen gewesen.

Christopher spürte sein Mobiltelefon in der Hosentasche vibrieren, holte es hervor und warf einen Blick auf die Nachricht auf dem Display. Sie stammte von Evan: »Wo steckst du, verdammt? Ich hoffe nur, du hast eine richtig krasse Geschichte auf Lager ...« Christopher steckte sein Telefon wieder in die Hosentasche. »Krass« beschrieb das Ganze nicht einmal ansatzweise. »Erschreckend« wäre der Sache schon näher gekommen. Oder »verwirrend«. Christopher sah zum Fenster hinaus und zur Bank hinüber. Inzwischen bewegten sich darin Menschen. Es war kurz vor acht Uhr morgens. Christopher hatte nicht geschlafen, hatte es nicht einmal in Erwägung gezogen. Er war nicht müde. So wie er sich fühlte, zweifelte er daran, ob er überhaupt jemals wieder würde schlafen können.

Christopher aß die letzten beiden Bissen seines Frühstücks. Dann griff er abermals in seine Hosentasche, vorbei an seinem Handy, und strich mit den Fingern über das kühle Metall des Schlüssels. Ein echter Schlüssel zu einem Bankschließfach – das erschien ihm so altmodisch, als würde man versuchen, jemanden mit einer Axt zu töten. Christopher erhob sich. Bezahlt hatte er bereits. Bevor er ging, ließ er den Blick noch einmal

durch den Raum schweifen, um sich zu vergewissern, dass niemand Anstalten machte, ihm zu folgen. Niemand bewegte sich. Das bedeutete allerdings nicht, dass ihn niemand beobachtete, darüber war sich Christopher im Klaren. Es bedeutete nur, dass die fragliche Person gut darin war. Sein Handy vibrierte erneut in seiner Hosentasche. Er ignorierte es. Noch hatte er nichts zu berichten, doch die Antworten waren nahe. Das spürte er. Er brauchte nur die nächste Stunde zu überleben.

Christopher machte sich auf den Weg zur Tür, um nach draußen zu gehen. Trotz des Lärms und der Unterhaltungen in dem Café wirkte alles ruhig. Als sich Christopher der Tür näherte, stand hinter ihm in einer Sitznische in der Nähe des Eingangs jemand auf. Der Fremde folgte ihm und war ihm so dicht auf den Fersen, dass er nur die Hand hätte auszustrecken brauchen, um ihn zu berühren. Christopher kam bei der Tür an und drückte sie mit einem Arm auf. Dann trat er zur Seite, hielt dem Fremden die Tür auf und gab ihm freundlich zu verstehen, dass er zuerst hinausgehen solle. Christopher hatte es noch nie gemocht, wenn jemand hinter ihm ging, und heute war ihm erst recht nicht danach zumute.

»Nach Ihnen«, sagte der Fremde zu Christopher in seltsam formellem Tonfall. Der Fremde war verhältnismäßig jung, nicht älter als siebenundzwanzig oder achtundzwanzig. Er war mindestens einen Meter dreiundachtzig groß, gut fünf Zentimeter größer als Christopher. Er hatte dunkles Haar und dunkle Augen und trug trotz der sommerlichen Temperaturen eine leichte Jacke.

»Nein, danke«, erwiderte Christopher. »Ich habe was an meinem Tisch liegen lassen«, log er.

Der Fremde holte tief Luft und schüttelte den Kopf. »Ich verbringe in meinem Job viel zu viel Zeit damit, in Cafés rumzu-

sitzen.« Der Mann sah Christopher direkt an. »Was, denkst du, hast du denn vergessen, Christopher? Auf deinem Tisch liegt nichts.«

Christopher spürte sein Herz wieder schneller schlagen, wie am Abend zuvor, als er im Wald verfolgt worden war. »Ich gehe nicht mit Ihnen raus«, sagte Christopher zu dem Fremden. Er machte sich nicht einmal die Mühe, ihn zu fragen, woher er seinen Namen kannte. Christopher hatte fast damit gerechnet, dass er ihn kennen würde. Der Fremde machte Christopher Angst, vielleicht sogar noch mehr als die Männer im Wald. Die Art und Weise, wie der Fremde auftrat, erschreckte ihn. Der Mann wirkte gelassen. Was sich im Wald zugetragen hatte, war völlig verrückt gewesen, doch der Fremde wirkte wie die Vernunft in Person. Nach all dem Warten und all der Paranoia, nach dem, was Christopher mit den beiden Männern im Wald gemacht hatte, war für ihn nichts beängstigender als Vernunft. »Wenn Sie mich töten wollen, müssen Sie es direkt hier in diesem Café tun.«

»Ich werde dich nicht töten, Christopher«, sagte der Fremde, den es offenbar nicht überraschte, dass Christopher einen solchen Gedanken hatte.

»Wozu sind Sie dann hier?«, wollte Christopher wissen. Die Worte des Fremden sorgten nicht dafür, dass er sich besser fühlte.

»Ich bin hier, um dich davon abzuhalten, diese Bank zu betreten«, erwiderte der Fremde und deutete über seine Schulter auf die Bank auf der anderen Straßenseite.

»Warum?«

»Wenn du diese Bank betrittst, wirst du innerhalb einer halben Stunde tot sein, nachdem du wieder rausgekommen bist«, erklärte der Fremde ruhig. Die beiden schwiegen einen

Moment, als ein älteres Paar das Café verließ. Christopher stand da, wagte es kaum zu atmen und hielt die Tür mit ausgestrecktem Arm auf. Der alte Mann sah Christopher im Vorbeigehen an und tippte sich an den Hut.

»Ich verstehe das nicht«, sagte Christopher im Flüsterton zu dem Fremden, nachdem das ältere Paar außer Hörweite war. Seine Verwirrung war beinahe genauso schlimm wie seine Angst.

»Komm mit mir«, sagte der Fremde, »dann erzähle ich dir, so viel ich kann.«

»Warum sollte ich Ihnen trauen?«, fragte Christopher den Mann.

Der Fremde zuckte mit den Schultern. Er beugte sich zu Christopher vor und flüsterte: »Wenn ich dich tot sehen will, dann bist du tot, ob du mit mir mitkommst oder nicht. Und wenn ich die Wahrheit sage und dir tatsächlich helfen will, dann ist mit mir mitzukommen der einzig kluge Schachzug. Du musst mir nicht trauen. Du musst dir nur darüber klar werden, dass du der Sache nicht gewachsen bist und keine Alternative hast.« Der Fremde sah Christopher in die Augen. »So oder so war es mir eine Ehre, dich kennengelernt zu haben«, sagte er. Dann ging er an Christophers ausgestrecktem Arm vorbei durch die Tür nach draußen. Christopher wartete nur einen kurzen Moment, ehe der dem Fremden folgte.

Der Mann befand sich bereits am Ende des Häuserblocks, als Christopher aus dem Café auf den Bürgersteig trat. Er hatte sein Fortgehen so getimt, dass Christopher gerade noch einen Blick von ihm erhaschte, als er um die Ecke bog, und ihm folgen konnte. Christopher war klar, dass der Fremde Erfahrung damit hatte, Leute zu treffen, sie dazu zu überreden, ihm zu folgen, und sie dann wegzuführen. Der Mann hatte das tatsächlich

schon Dutzende Male getan, allerdings nie bei jemandem wie Christopher. Schließlich war auch niemand so wie Christopher.

Christopher blickte die Montrealer Straße in beide Richtungen hinunter. Als er den Mann um die Ecke biegen sah, folgte er ihm. Christopher ging intuitiv im gleichen Tempo wie der Fremde und beeilte sich nicht, um diesen einzuholen. Stattdessen versuchte er, gelassen zu gehen, als bewege er sich nicht mit dem quälenden Gefühl voran, das er im Bauch spürte. Er gab sich alle Mühe, das Adrenalin, das durch seine Adern strömte, unter Kontrolle zu halten.

An jeder Ecke bog Christopher gerade noch rechtzeitig in die Richtung ab, in die der Fremde gegangen war, um diesen um die nächste Ecke biegen zu sehen. Gemeinsam entfernten sie sich immer weiter von der Bank. Christopher griff in die Hosentasche und strich abermals mit den Fingern über den Schlüssel. Er erinnerte sich an die Worte des Fremden: *Wenn du diese Bank betrittst, wirst du innerhalb einer halben Stunde tot sein, nachdem du wieder rausgekommen bist.* Er blickte sich um, ob ihn jemand beobachtete. Warf einen Blick über die Schulter, ob ihm jemand folgte. Nichts. Er sah niemanden, wusste jedoch, dass das nicht viel zu bedeuten hatte. Dann kam er bei der nächsten Ecke an und bog abermals ab, um dem Fremden zu folgen.

So ging es noch fünfzehn Minuten lang weiter, in denen sich die beiden Männer durch die Straßen der Stadt schlängelten. Schließlich sah Christopher den Mann ein Hotel in der Sherbrooke Street betreten. Vor ihm befanden sich die üppig grünen Hänge, die zum Mount Royal hinaufführten, und darunter die ausgedehnten Parkanlagen. Er ging immer noch nicht schneller. Einen Moment lang überlegte er, ob er dem Fremden tatsächlich in das Hotel folgen sollte. Was war, wenn es sich um eine

Falle handelte? Manchmal musste man einfach ein Risiko eingehen. Christopher ging weiter. Er durfte nicht jedes Mal auf seine Paranoia hören, wenn sie ihn warnte. Wenn er das immer getan hätte, hätte er in den vorangegangenen zehn Jahren keinen Schritt tun können.

Christopher betrat das Hotel. Im Foyer herrschte reger Betrieb. Er blickte sich nach dem Fremden um. Überall um ihn herum saßen Leute neben ihrem Gepäck auf luxuriösen Sitzmöbeln und warteten darauf, einzuchecken oder auszuchecken. Christophers Blick huschte von einem zum anderen. An der Rezeption hatte sich eine kleine Schlange gebildet. Dann wanderte Christophers Blick zu den Aufzügen. Er sah den Fremden allein in einer Aufzugskabine stehen, erhaschte jedoch nur einen flüchtigen Blick von ihm, bevor sich die Aufzugstür schloss. Der Fremde sah Christopher in die Augen und hielt vier Finger hoch.

Christopher ging schnell zur Rezeption hinüber und an der Warteschlange vorbei. »Können Sie mir bitte sagen, wo ich die Treppe finde?«, fragte er die Person an der Rezeption, die ihm am nächsten war, eine kleine Frau mit ordentlich frisiertem Haar.

»Die Aufzüge sind gleich da drüben«, sagte die Frau zu ihm, ehe sie sich wieder den wartenden Gästen zuwandte.

»Die Treppe«, wiederholte Christopher. Die Frau blickte verärgert zu ihm auf. »Ich habe was gegen Aufzüge«, fügte er hinzu.

»Gehen Sie an den Aufzügen vorbei«, erwiderte die Frau. »Die Treppe befindet sich rechts.«

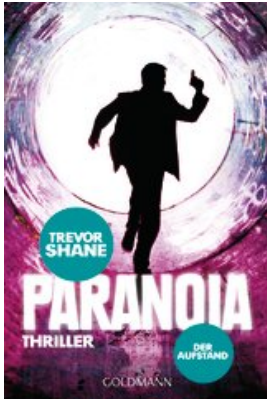
»Danke«, sagte Christopher und ging rasch in Richtung Treppe.

Die ersten beiden Treppenläufe rannte Christopher hinauf und nahm dabei immer zwei Stufen auf einmal. Als er in der zweiten Etage ankam, verlangsamte er sein Tempo wieder und

versuchte, sich zu beruhigen. In seinem Kopf drehte sich alles. Die Bank. Das mysteriöse Schließfach. Die Männer im Wald. Der Fremde. Er spürte abermals sein Handy in der Hosentasche vibrieren. Evan. Seine Eltern. Was würde er seinen Eltern erzählen? Er verdrängte alles und zählte die Stufen, während er sie erklomm. Dann versuchte er abzuwägen, ob er es mit dem Fremden würde aufnehmen können, falls es zu einem Kampf kommen sollte, kam jedoch zu keinem Ergebnis. Sonst konnte er andere ziemlich schnell taxieren. Bei dem Fremden dagegen war er sich völlig unsicher.

Der Fremde hatte ein Zimmer in der Nähe des Aufzugs ausgewählt, um es schnell betreten und verlassen zu können, ohne dabei gesehen zu werden. Christopher befand sich noch auf der Treppe, als der Fremde bei der Tür zu seinem Zimmer anlangte. Er sperrte sie mit seinem Schlüssel auf und trat ein, ohne Zeit zu verlieren. Als Erstes ging er ins Bad und zog den Duschvorhang zurück, hinter dem die leere Badewanne zum Vorschein kam. Dann machte er den Schrank unter dem Waschbecken auf und warf einen Blick hinein. Anschließend kehrte er ins Zimmer zurück, wo er die Schranktüren öffnete und in die dunklen Ecken des Schranks spähte. Dann ließ er sich auf alle vier nieder, hob den Betttrock an und blickte prüfend unter das Bett. Zum Schluss begab er sich zu den Fenstern und zog die dicken Vorhänge ganz auf. Tageslicht flutete das Zimmer. Der Fremde hob die gerafften Vorhänge unten an und strich mit der Hand in den Falten auf der Rückseite entlang. Er ertastete nichts. Dann ließ er die Vorhänge wieder zu Boden fallen, zog sie zu und sperrte das Tageslicht aus. Das Zimmer war sauber. Der Fremde ging zurück zur Tür, als er letzten Endes bereit war, seinen Gast zu empfangen.

Als Christopher in der vierten Etage ankam, drückte er lang-



Trevor Shane

Der Aufstand

Paranoia 3

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 512 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48165-1

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2015

Die außergewöhnliche Thriller-Trilogie – endlich im Taschenbuch

Joseph ist ein Killer. Ein Anruf genügt und er nimmt die Verfolgung auf. Doch ein Hinterhalt kostet ihn beinahe das Leben. In letzter Sekunde kann er entkommen und flieht nach Kanada, wo ihm allerdings ein verhängnisvoller Fehler unterläuft: er begegnet Maria und verliebt sich unsterblich in sie. Doch damit verstößt er gegen ein ehernes Gesetz in dem Krieg, der sein Leben bestimmt. Und die gnadenlose Rache seiner Feinde ist ihm sicher ...